

muß halt so zu sprechen suchen, wie der moderne Engländer tatsächlich spricht. Freilich: Wer ist „der moderne Engländer“? Je nach seiner sozialen Herkunft, nach Auslandsaufenthalt und Sprachkenntnissen wird er manches Wort ein wenig anders sprechen als sein Nachbar. Aber eines ist gewiß, und dies zu betonen, darauf kommt es uns hier gerade an, daß jede Sprache das Recht hat, fremde Sprachelemente visuell und akustisch ihrem eigenen Bestand anzugleichen.

Wir meinen, daß das phonetisch oft sogar das einzig Mögliche ist. Wir denken dabei nicht an ganze Sätze und größere Abschnitte aus einer Fremdsprache. Die sind selbstverständlich in möglichst reinem Englisch oder Französisch usw. zu sprechen. Nein, wir meinen einzelne fremde Namen und Worte, die in einem deutschen Sprachganzen auftreten. In diesem Fall ist es einfach nicht möglich oder doch ein kampfhaftes Zerreißen, wenn man ein dänisches Wort plötzlich mit „Stoß“, ein arabisches oder japanisches je mit der diesen Sprachen eigenen Einstellung aller am Sprechen beteiligten Organe vollendet originalgetreu aussprechen wollte. Das würde, wenn es (wie gesagt) überhaupt möglich ist, unangenehm und „sprengend“ wirken. Es fiel als Fremdkörper völlig aus der klanglichen Tönung des Ganzen heraus. Es ist gar nicht lächerlich, wenn die Franzosen vom deutschen „Kaiser“ als vom Käsär sprachen. In einem französischen Sprachganzen ist das die natürliche „Eintönung“ des fremden Wortes in die eigene Tonwelt. Das einzelne Wort im Satz ist eben nicht ein Steinchen, das für sich ein Eigenleben führen könnte. Es wird vom Strom der lebendigen Rede ergriffen und mitgeformt.

Die Forderung der Eindeutschung fremder Sprachelemente muß nichts mit altmodischer „Deutschtümelei“ oder chauvinistischer Sprachreinigung zu tun haben. Wir setzen uns nur gegen eine gewisse Pedanterie zur Wehr und wollen nicht, daß die „Wissenschaftlich-

keit“ in Gebiete einbricht, in denen sie nichts zu suchen hat. „Wer zu viel tut, tut auch noch zu wenig“, pflegte unser alter Lateinlehrer zu sagen. Nun, die Frage ist, ob wir im stolzen Bewußtsein unserer neusprachlichen Kenntnisse des Guten nicht zu viel tun — schriftlich und mündlich. Theo Küven.

Der Knoten

Ein uraltes Kultursymbol

Anläßlich des 700jährigen Jubiläums des Kölner Domes im Jahre 1948 hat Professor E. Mataré, Düsseldorf, an den von ihm geschaffenen Domtüren am Südportal neben figürlichen Ornamenten aus der Kölner Kirchengeschichte auch ein dekoratives Motiv verwendet, das bis in die Frühgeschichte der Menschheit zurückreicht und in der Kulturgeschichte, Baukunst und Volkskunde eine für uns heute kaum zu verstehende Rolle gespielt hat und noch immer spielt, den Knoten, den einfach geschlungenen oder auch den mehrfach geschürzten, die sogenannte Bandverschlingung. Es mag kulturgeschichtlich verlohnend sein, einmal Dingen nachzugehen, in denen der heutige Mensch nur eine praktische Verrichtung des Alltags sieht, die aber der primitive und in seinem Denken ursprüngliche Mensch aus dem Bereich des äußeren Mechanismus in eine höhere beseelte und symbolhafte Sphäre gehoben hat.

Mit der Christianisierung der Germanen wurde viel altes Volksbrauchtum aus der ursprünglichen Umwelt und seinem natürlichen Zusammenhang gelöst und in fast ehrfürchtiger Anlehnung an frühere heidnische Sitten und Gewohnheiten zu einem neuen Sinngehalt umgestaltet. Gerade durch diese von tiefer Weisheit getragene Duldsamkeit wurde eine Brücke zwischen der neuen Lehre und dem alten Glauben geschlagen, und viele alte Kulturreste der früheren heidnischen Gottesverehrung verdanken dieser Haltung als Volksfeste und Bräuche ihr Bestehen bis auf den heuti-

gen Tag. Nach diesen Grundsätzen verfuhr man auch bei der Errichtung kirchlicher Bauwerke, indem man an frühdeutschen christlichen Kirchen heidnische Bestandteile, Symbole, Kultzeichen, germanische Heidengötter, Lichtelben, Schwarzelben, Nixen, Kobolde, Unholde und andere anbrachte oder an „umgetauften“ Heiligtümern bestehen ließ. Es wurde damit in erster Linie nicht eine künstlerische, sondern eine didaktische Tendenz verfolgt, indem man durch diese Bildnereien und Sinnzeichen eine Art Bilderfibel oder Sinnbilderkunst für die des Lesens und Schreibens unkundigen Laien schuf. Durch die Hereinnahme heidnischer Elemente hat man das alte Heidentum aus den neuen Weihestätten wirksam herausbannen und die Ohnmacht der alten Götter wie die Kraftlosigkeit der alten Lehre dem Volke plastisch vor Augen stellen wollen. Immer wieder begegnen wir an frühchristlichen, besonders romanischen Kirchen einem heidnischen Symbol, das weit in die Menschheitsgeschichte zurückreicht und das heute noch, nicht nur von Kulturvölkern, sondern auch von Menschen unsrer Tage als eine Art Heiligtum und Geheimnis zugleich verehrt wird — dem Knoten.

Wir Menschen von heute mit unserm ausgesprochenen Wirklichkeitssinn sind leicht geneigt, über Glauben und Brauch unserer Vorfahren, die alles mit dem Zauber der Poesie und des Geheimnisvollen umgaben oder mit übersinnlichen Kräften in Zusammenhang brachten, zu lächeln. Sie lebten in einer verzauerten Welt, in der ihnen alles, Leben, Krankheit, Tod, selbst die kleinsten und unbedeutendsten Alltäglichkeiten als Offenbarungen einer geheimnisvollen Macht erschienen. So auch der von uns wenig beachtete Knoten. Alles Verknoten, Binden, Knüpfen von Fäden, Bändern, Stricken ist in der Volksphantasie wie das geheimnisvoll verschlungene Zaubewesen selbst auch etwas Zauberkraftiges und wird mit bösen Mächten, Dämonen und Hexen in Verbindung ge-

bracht. Daher die vielen Knoten-Amulette in der Antike.

Schon bei den Babyloniern galt der Knoten als Bann, als Schloß und Riegel gegen jede Art von Unheil. In der griechischen Mythologie findet sich diese Vorstellung in den Sagen vom Herakleischen und Circensischen Knoten. Der gordische Knoten, den Alexander der Große bei seinem Einzug in Gordion in Phrygien im dortigen Zeustempel vorfand, galt als kosmisches Symbol für die Weltherrschaft. Die durch den Schwerthieb im Knoten befreite göttliche Macht mußte jetzt Alexander dienen.

Beim Knotenzauber handelt es sich ursprünglich um einen Analogiezauber, indem man dem Knoten eine bindende Kraft beilegte, die etwas Gutes oder Erstrebenswerthes am Entweichen hindern oder etwas Gefürchtetes in seiner Bewegungsfreiheit aufhalten sollte. Durch diese bindende Kraft wurde der Knoten zum Zauberknoten, in erster Linie für Bosheitszauber. Auf diesem Volksglauben beruht der früher so gefürchtete, in Volkskunde und in der Literatur so oft erwähnte Bosheitszauber des Nestelknüpfens, auch Senkelknüpfen, Schloßließen, lateinisch *ligatura* genannt. Nach Grimm (Deutsche Mythologie, S. 629) soll es fünfzigerlei Arten solcher Verknüpfungen mit entsprechenden Knüpfprüchen geben, die in erster Linie dem Liebeszauber dienten. Dieser Liebeszauber ist uralte, war im ganzen Altertum und im Mittelalter im Gebrauch und ist heute noch in Anwendung. Als klassischer Fall von Nestelknüpfen ist aus der griechischen Mythologie bekannt, wie Juno durch knotenartiges Verschränken der Finger und Arme die Geburt des Herakles durch Alkmene um sieben Tage hingehalten hat. Auch Plato erwähnt in seinem „Staat“ das Nestelknüpfen, womit man selbst die Götter behexen könne.

Wie weit dieser Bosheitszauber verbreitet war, zeigt sein Verbot im salischen Gesetz, dem ältesten vollständig erhaltenen deutschen Volksrecht aus

den letzten Jahren König Chlodwigs von Franken. Auch der kulturhistorisch so bedeutende Indikulus, das Verzeichnis abergläubischer Bräuche auf dem Konzil von Liftinā im Hennegau vom Jahre 743, verbietet die „nefaria ligamenta“, zauberhafte, heilsam oder schädlich wirksame Bindungen und Verknüpfungen sowie die ligaturae, die Fadenverknüpfungen. In dem Bußbuch des Bischofs Burchard von Worms (magnum decretorum volumen um 1000 n. Chr.) wird an das Beichtkind die Frage gestellt: „Hast du Verknötungen geschürzt, um das Vieh vor Seuchen und Absterben zu bewahren?“, und das Konzil von Regensburg (1446) mußte sogar das Nestelknüpfen mit Enthauptung bedrohen. Goethe muß noch erfahren, „warum der Bräutigam sich kreuzt und segnet, vor Nestelknüpfen scheu sich zu bewahren“ (Tagebuch von 1810).

Die Magie des Zaubergürtels und Zauberknotens kam auch in der Kunst zum Ausdruck. Da jeder Knoten im Haar oder Kleid den glatten Verlauf einer magischen Handlung zu hemmen vermag, ist auf dem bekannten Hexenbild A. Dürers die Hexe mit offenen, flatternden Haaren und hüllenlos dargestellt. In Erinnerung an diesen alten abergläubischen Brauch ist heute noch vielerorts auf dem Lande die peinlichste Beseitigung aller Verknüpfungen von großer Wichtigkeit; besonders bei Geburten, Hochzeit und Sterben bringt jeder Knoten Unheil und muß nach Volksglauben gelöst werden.

Kulturvölkern galt der Knoten nicht nur als mit Magie geladen, sondern auch als etwas Geheimnisvolles und selbst Numinoses und wurde deshalb als Sinnbild eines unauflöselichen Vertrages angesehen, weil er gleichsam wie ein angehängtes Schloß oder ein Riegel das Eingeschlossene festhält. Deshalb verkünden heute noch Südseeinsulaner das Tabu, die Unverletzbarkeit gewisser Orte, Gegenstände, Personen durch verschieden geschürzte Knoten. Aus dieser Anschauung heraus, daß Knoten, die unter besonderen Knüpfprüchen ge-

bunden wurden, auch die Menschen binden, ihren wankelmütigen Sinn fesseln, die Treue besiegeln, hat sich auch die Knotenschrift der alten Peruaner und Araukaner entwickelt, ein zunächst primitiver Schriftersatz, der aber bis zur höchsten Feinheit vervollkommenet wurde, der sogenannte Quipu, von dem das Berliner Völkermuseum prächtige Exemplare enthält. An einer oft meterlangen Hauptschnur hängt eine Menge buntfarbiger Fäden herab, die mannigfaltig zusammengedreht und zu Knoten geschürzt sind. Die Bedeutung richtete sich nach der Farbe, Anzahl und Dicke der Knoten, Reihenfolge der Fäden, Entfernung von der Hauptschnur, nach der Art der Verschlingung usw. In dieser komplizierten Schrift, die auch magischen Zwecken diente, wurden Staatsgesetze und sogar die Geschichte des Landes niedergelegt. Die Indianer Nordamerikas benutzten statt der Knotenstränge Knotengürtel, an denen Perlen und Muscheln aufgereiht waren, die sogenannten Wampumgürtel, die bei Verträgen, Friedensschlüssen und Verhandlungen ausgetauscht wurden. Kulturgeschichtlich ist es interessant, daß man bei den Sumerern um die Wende des 3. und 4. Jahrtausends auch von einem „Knüpfen der Worte“ spricht und der Wortstamm rks, „binden“, spielt in den Keilschriften bei Worten für Schriftstücke eine Rolle. So ist es nach A. Jeremias (Handbuch der altorientalischen Geistesgeschichte, Berlin 1929, S. 19) nicht ausgeschlossen, daß Knotungen als Vorstufe der Schrift zur Festhaltung des gesprochenen Wortes dienten. Damit wächst der Knoten aus seiner scheinbaren Unbedeutendheit zu einem Kulturelement ersten Ranges in der Menschheitsgeschichte.

Eine weitere Bedeutung gewinnt er für die Kulturgeschichte und namentlich für die Volkskunst aus der Vorstellung, daß Verknötungen und Bandverschlingungen mit bösen Mächten, besonders mit Hexen in Verbindung gebracht wurden. So wird das Anbringen von Knoten als Bann- und Zaubermittel

an vielen Bauwerken des Mittelalters, besonders an vorgotischen Kirchen erklärlich, als Abwehrzauber am Kircheneingang. So am Dom zu Wetzlar aus der salischen Zeit, an der Johanneskirche in Gmünd in Verbindung mit dem wilden Jäger, am Dom zu Quedlinburg aus dem 10. Jahrhundert und andere. Besonders hatten lombardische Baumeister und Steinmetzen, die in Deutschland arbeiteten, eine Vorliebe für das Anbringen derartiger Zauberknoten an religiösen Bauwerken. Ein Knotenmotiv höchst interessanter Art findet sich an dem romanischen Säulenportal der Neumarktkirche St. Thomas in Merseburg. Die drei Säulen des rechten Portalgewändes sind völlig normal, glatt und gleichmäßig gebildet. Dagegen zeigt am linken Gewände die mittlere Säule die geradezu auffällige Abweichung, daß ihr Schaft nicht aus einem einzigen Säulensamm, sondern aus einem Bündel von scheinbar vier entsprechend dünneren Steinsäulchen besteht, die in halber Höhe in einem Knoten verschlungen sind. Wenn auch beim romanischen Stil vielfach Unregelmäßigkeiten an den Bauteilen beliebt waren, so bedeutet doch dieser große auffallende Knoten am genannten Portal eine direkte Störung der baulichen Symmetrie, so daß es sich hier nicht um ein ziemliches Motiv handeln kann, sondern ein zweckbedingter Zauberknoten, ein Bannzeichen, das heidnischen Unholden den Eintritt in die Kirche zu wehren hat, vorliegt.

Denselben apotropäischen Bannzweck hat das Bogenfeld an der Martinskirche zu Pforzheim mit phantastischen und schwierig zu deutenden mythisch-sinnbildlichen Darstellungen. Da in den Grundmauern dieser Kirche römische Altäre verbaut waren, mußten die dort noch heidnischen Unholde durch große Bandverknötungen von der Kirche abgewehrt werden. Daß tatsächlich derartige Knotungen nicht bloß als Verzierungen aufzufassen sind, da sie als ziemliche Motive in keiner Weise wirken, zeigt sich auch auf dem Bogenfeld,

das die Vorhalle der Klosterkirche zu Herrenalb im badischen Schwarzwald ziert und drei eingemeißelte große Bandverschlingungen trägt. Diese Auslegung findet eine Beweisstütze auch im Verbot des heiligen Bonifatius, der jede Art von Flechtornamenten als Heiden- und Götzenwerk ablehnt. Er kannte also die vorchristliche Weihebedeutung der Knoten als Zauberknoten.

Allem Anschein nach ist auch das im Zaubergebrauch allenthalben vorkommende, von den Pythagoräern viel gebrauchte Pentagramm oder der Fünfstern, als Fünfeck aus drei ineinander verschlungenen Dreiecken in einem Zug gezeichnet, letztlich aus der Verknötung heraus als Bannmittel entstanden. Es ist nicht germanischen Ursprungs, sondern in der Zeit der Kreuzzüge aus der orientalischen Kultur in das Abendland gekommen. Als kosmisches Zeichen findet es sich bereits auf protoelamitischen, sumerischen und altbabylonischen Monumenten und hängt sehr wahrscheinlich mit einer Fünfergruppierung von Planeten zusammen. So bedeutet auch das sumerische Wortzeichen für das Pentagramm Sphäre oder Himmelsrichtung. Goethe erwähnt das „Fünfwinkelzeichen“ in dem „Maskenzug“ (1818) und im „Faust“, wo es den Mephisto in Faust's Studierzimmer gefangen hält, weil es ihn wegen der nicht ganz geschlossenen Spitze hereinließ, aber jetzt durch die nach innen gezogene Spitze gefangen hält:

„Ei, sage mir, du Sohn der Hölle,
Wenn das dich bannt (das Pentagramm),
wie kamst du dann herein?“

Und Mephisto antwortet:

„Beschaut es recht, es ist nicht gut gezogen,
Der eine Winkel, der nach außen zu,
Ist, wie du siehst, ein wenig offen.“

Bis in die Gegenwart ist das von der vorderasiatischen Symbolik beeinflusste Pentagramm das Zauberknoten gegen die Macht antipolarischer böser Mächte geblieben und wird heute noch im ganzen deutschen Sprachgebrauch vom Volke als Drudenfuß, Maierfuß, Alpen-

kreuz, Davidstern, Salus Pythagorae an Häusern, Ställen, Kinderwiegen angebracht, oft nur leicht hingemalt oder aus rotem Wachs verfertigt, um durch die magische Kraft der roten Farbe die Macht des Pentagramms zu erhöhen. Im Mittelalter bemalten Schriftsteller damit die ersten Seiten ihrer Manuskripte, um ihrer Arbeit einen guten Erfolg zu sichern. Wie das Pentagramm als ursprüngliches Knotenmotiv aus der Idee der zauberabwehrenden Verknüpfung und Verschlingung heraus auch an Kirchen angebracht wurde, zeigt das kunstvolle Westfenster in der Westminsterabtei in London in Form eines Fünfsterns.

Klaus Groth, der plattdeutsche Dichter von Schleswig (1819—1899), sagt einmal: „Die ganze Welt war damals anders und dachte anders. Dümmer waren wir alle, als man jetzt ist; daß wir aber in eigentlicher Lebensweisheit weitergekommen sind, das glaube ich nicht. Schöner war das Leben damals jedenfalls, wenn ich es zurückrufen könnte mit all seiner Dummheit, ich würde es zurückrufen.“ Ob auch wir das geruhsame Leben von damals gegen das unsrige mit seiner hochentwickelten Technik und Kultur eintauschen möchten? Wir haben die Dinge des Alltags weitgehend ihrer Schrecken, mit denen ein früherer naiver Volksglaube sie umgab, entkleidet, haben aber unterlassen, ihnen einen neuen Sinngehalt zu geben, der dem Menschen von einst das Leben geistiger, vertrauter, menschlicher machte. Philipp Schmidt S.J.

Rechtswissenschaft ohne Recht

Paradoxa sind für einen Schriftsteller immer wertvoll. Sie verblüffen mit ihrer Widersprüchlichkeit, erregen die Aufmerksamkeit, und je unwahrscheinlicher sie klingen, desto mehr zwingen sie zum Nachdenken. Das gilt in etwa auch von einer Geschichte des Rechts der Völker, die bereits bei ihrem Erscheinen in Nordamerika, während des Weltkrieges (1941), erhebliches Auf-

sehen erregt hat und nun, in flotter Übersetzung unserem Sprachkreis zugänglich, nicht weniger nachzuwirken verspricht.¹ Wenn jemand eine Weltgeschichte des Rechtes schreibt, erwartet man auch eine wenigstens stillschweigende Ehrung des Rechtes, eine bei aller wissenschaftlichen Kritik doch warmerherzige Anerkennung des menschlichen Bemühens um Findung, Hegung und Förderung der Rechtsordnung. Jedenfalls würde man am wenigsten damit rechnen, daß das abschließende Forschungsergebnis und gar die stillschweigende Arbeitsvoraussetzung heißen würde: das Recht ist überholt, es hat nie viel getaugt und kann gar nichts Besseres tun, als möglichst bald überflüssig zu werden und aus dem Menschenleben zu verschwinden. Gewiß wäre das sehr begrüßenswert, falls eine Voraussetzung erfüllt wäre: wenn Gerechtigkeit, Billigkeit und Liebe unter den Menschen von selber sich durchsetzen würden, ohne Gesetz, ohne Rechtsschutz, weil das bittere Wort nicht mehr gilt „homo homini lupus“. Daß dem jedoch nicht so ist, daß im Gegenteil die Menschen es sich noch nicht abgewöhnt haben, wie die Bestien auf einander los zu gehen, weiß der Verfasser gar wohl. Er meint seine Schlußfolgerung auch ganz anders, viel weniger zahn, weniger bürgerlich; sein Buch enthält Sprengstoff.

Unser Jahrhundert zählt nicht gerade zu den Glanzzeiten des Rechtes und der Rechtswissenschaft. Was zunächst das Recht selber angeht, so werden die Beziehungen von Mensch zu Mensch, und in der hohen Politik der Verkehr der Völker untereinander gewöhnlich vom gewalttätigen Unrecht beherrscht, selten von dem sanften Gesetz der Gerechtigkeit. Und dies obwohl — oder vielleicht weil die Technik der juristischen Routine und Büro-

¹ William Seagle, Weltgeschichte des Rechts. Eine Einführung in die Probleme und Erscheinungsformen des Rechts. Übertragen von H. Thiele. (569 S.) München-Berlin 1951, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Gln. DM 30,—.